

# Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **18 (1966)**

Heft 14

PDF erstellt am: **13.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE WELT IM RADIO

## VOM HELVETISCHEN UNBEHAGEN (Schluss)

FH. Professor Peer ergriff darauf an der Tagung des Schweizerischen Schriftstellervereins, die von allen Radio- und Fernsehstationen mindestens ausschnittsweise übertragen wurde, das Wort zu obigem Thema. Er meinte, dass ihn die Sicherheit unserer Leute immer wieder entsetze. Die ganze Welt sei beunruhigt, nur wir nicht. Wir waren viel zu lange auf dem richtigen Wege, hatten meistens recht. Und heute ist es fast unmöglich, ein kritisches Wort anzubringen, ohne dass man nicht als Staatsfeind abgestempelt wird. Er machte auf Max Frisch aufmerksam, der in seinen Büchern fast ein Seismograph unseres Landes gewesen ist, aber wegen seiner Kritiken schwer angefochten wurde. Wenn wir solche Kritiken nicht mehr ertragen, dann sind wir nicht würdig, solche Intellektuelle zu haben, wie wir sie haben.

Von welscher Seite wurde dann auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Entrüstung zu realisieren, dh. die Zustände zu brandmarken. Das könne nur in einer engagierten Literatur geschehen. Nur mit dieser lasse sich kämpfen. Ein anderer aus der gleichen Gegend meinte, dass wir unserm Volk eine Botschaft zu bringen hätten, aber dazu müssten wir viele Beziehungen verbessern, vorerst mit den Verlegern in den Ländern um uns herum. Wir müssten dem Schweizer aller Landesebenen dazu verhelfen, seine Situation, seine Stellung gegenüber dem eigenen Land und gegenüber der Welt besser zu verstehen.

R. J. Humm war dagegen der Ansicht, dass es Ausfluss eines Komplexes sei, von einer "Sendung" zu reden. Es habe auch andere Staaten gegeben, die keine Sendung brachten, Venedig zum Beispiel, das sehr gut regiert war und nur gelebt hat.

Nach diesen Kurzreferaten setzte eine allgemeine Diskussion ein, die rege benützt wurde, was die Richtigkeit der Auswahl des Themas der Tagung bestätigte. Wir können hier nur Ausschnitte bringen. Ein Deutschschweizer führte am Beispiel der Jurafrage aus, dass hier etwas an die Oberfläche gekommen sei, was schon lange unterirdisch gemotet habe. Aber dieses Unbehagen kommt davon, dass wir immer wieder versuchen, alles in Harmonie zu bringen. Die Jurassier nehmen das offizielle Image des "schönen Kantons Bern" nicht mehr an. Das aber macht wiederum die Andern zornig. Wir müssten endlich wieder mehr lernen, in Alternativen zu denken, in Spannungen, die doch etwas ganz Natürliches seien. Die Wahrheit befinde sich immer zwischen zwei Polen.

Ein Vertreter der älteren Generation hielt dafür, dass wir im Begriffe seien, die menschlichen Qualitäten zu verlieren. Der Schweizer habe bisher immer als der Mann gegolten, der Boden unter den Füßen hatte, und von dem man deshalb erwartet habe, dass er fertige Lösungen vorlege, besonders im Wissenschaftsbereich. Das sei nicht mehr so, es sei uns zu gut gegangen.

Nachdem ein Welscher sich vehement gegen den Vorschlag der "engagierten" Literatur gewandt hatte, meldete sich wieder ein Deutschschweizer, der die Behauptung kritisierte, wir würden im Ausland nicht mehr verstanden. Er frug, ob wir denn uns selber verstünden? Das treffe nicht einmal klassenmässig zu. Die Basler sähen zum Beispiel den Bauern in einer zukünftigen Schweiz nicht mehr. Es gelte, nicht eine neue Bundesverfassung auszuarbeiten, sondern zu unserm Volke zu sprechen. Dabei erhebt sich allerdings die Frage, wie wir denn schreiben sollten. Nur für die Intellektuellen zum Beispiel, oder so, dass uns auch der Hinterste versteht? Wenn der Schriftsteller zu hoch schreibe, dürfe er sich nicht beklagen, wenn er nicht verstanden würde.

Der Gedanke, dass es uns zu gut gegangen sei, zog sich durch verschiedene Diskussionsbeiträge. Es wurde zum Beispiel gesagt, dass das Unbehagen bei uns noch viel zu gering sei und sich im wesentlichen auf Intellektuelle beschränke. Jene, die nur auf Geld und Gut aus seien, fühlten sich bei uns wohl wie der Fisch im Quellwasser. Diese Satttheit müsse angegriffen werden, dieses Behagen. Wir seien das Land Pestalozzis, aber nicht einmal mehr mit der Bildung stünden wir wie früher an der Spitze. Nach Schulabschluss gähne für viele junge Leute ein grosses Loch in der Schulung. Das beruhe auch auf dem immer noch vorhandenen, lächerlichen Kantönlicheist, den es endlich zu überwinden gelte.

Von der Westschweiz her wurde erklärt, dass der Schriftsteller bei uns in einer gewissen Isolierung lebe. Man höre doch nicht auf ihn. Deshalb habe auch eine engagierte Literatur keinen grossen Sinn, die auch zum Beispiel von Frankreich aus mit ästhetischen Argumenten angefochten werde. Der westschweizerische Schriftsteller sei jedoch auf das französische Urteil angewiesen. Ein anderer hielt die Schweiz für sehr krank. Immerhin müsse man auch einen Leichtkranken beobachten, das heisst also unsere Regierung. Möglicherweise beständen nur einige Missverständnisse an der Basis unseres Denkens. Beklagt wurden die geringen Möglichkeiten, die ganzen Probleme auf gesamtschweizerischer Basis zu diskutieren. Der Schriftstellerverein müsse mehr zu solchen Tagungen zusammenkommen.

Leider fehlten an der Tagung bedeutende Namen, wie etwa Frisch und Dürrenmatt. Die geistige Inventur wäre sonst zweifellos noch anzüglicher ausgefallen. Aber auch so drückte sie eine Stimmung bei einem Teil unserer Intellektuellen aus, die jedenfalls zeigt, dass das

gefährliche, allgemeine Wohlstandsbehagen auf sie nicht übergreifen hat, wenn auch die Auffassungen über Umfang und Auswirkungen auseinander gehen. Nur wo Unruhe ist, kann Neues entstehen. Das Volk täte gut daran, etwas mehr auf seine Schriftsteller zu hören.

## KARL MARX UND WIR

ZS. An einer Tagung in Herrenchiessee haben kürzlich Vertreter christlicher Konfessionen und des Marxismus sich über diesen auseinandergesetzt. Von protestantischer Seite war Prof. Thielicke anwesend. Er entwickelte allerdings eine Auffassung des Marxismus, die den Marxisten als Karikatur vorkam. Ueber die Tagung berichtete eingehend eine Sendung des Deutschlandfunks.

Es wurde dabei betont, dass es ausschliesslich um Information gehe. Sie ist die Voraussetzung für einen guten Dialog. Wir berichten hier abgekürzt in vereinfachter Form darüber, da auch bei uns die Beziehung Christentum und Marxismus immer wieder eine Rolle spielt, ja manchmal zu den heissen Eisen gehört.

Thielicke erklärte im Verlaufe der Diskussion, es gebe auch eine faszinierende Art des Marxismus. Sicher ist, dass wir Christen heute vielmehr entwicklungsässig denken als früher. Das gilt aber auch für die Marxisten. Gerade von dieser Seite wurde gefordert, dass beide grossen Gruppen sich gegenseitig von ihren Dogmatismen befreien müssten, - gewiss eine erstaunliche Aufforderung im Munde von Marxisten. Aber noch mehr: die gleichen Leute, Universitätsprofessoren aus Frankreich und Italien, erklärten, man dürfe den Marxismus auch nicht mehr als eine Art Messianismus, als absolute Heilslehre, betrachten, der etwa den Humanismus untergrabe. "Wir würden den Marxismus verarmen", erklärte der französische Kommunist wörtlich, "wenn wir vergässen, was uns das Christentum gebracht hat."

Diese verführerisch klingenden Aeusserungen vermochten nicht über die verschiedenen, konkreten Schwierigkeiten der Aussprache hinwegzutäuschen. Das Referat eines gelehrten Marxisten aus Budapest deckte diese auf. "Die weltanschauliche Neutralisierung des kommunistischen Staates oder die künftige Trennung von Marxismus und Weltanschauung", so erklärte der Direktor des philosophischen Instituts der Budapest Akademie der Wissenschaften, "kann nicht Bedingung eines Dialogs sein, wie heute Manche glauben". Allerdings widersprach ihm ein italienischer Professor, der dem Staat ausdrücklich kein philosophisches Monopol zubilligen wollte. "Staat ist eine Sache", sagte er, "Partei eine andere". Nach ihm darf es keinen staatlichen Atheismus geben, "keinen Kulturkampf gegen die Religion in der menschlichen Gesellschaft."

Aber auch auf der christlichen Gegenseite gab es unterschiedliche Meinungen. Vielleicht sollte man angesichts dieser Tatsache unsere Zeit, so meinte der Commentator, nicht so schnell als eine Zeit der Aufweichungen dementieren, sondern als eine "Zeit der Öffnungen" verstehen. (Lenin und Stalin dürften diese Deutung im Jenseits mit einem vernünftigen Lächeln zur Kenntnis genommen haben). Allerdings soll darnach "Öffnung" nicht etwa das gleiche wie "Kapitulation" bedeuten. Sie soll nur die Möglichkeit eines bessern Selbstverständnisses bieten, dessen der heutige Mensch so dringend bedarf. Vor allem, weil, wie von anderer Seite bemerkt wurde, die Dinge sich heute schneller entwickeln als der Mensch, und ein fruchtbarer Dialog doppelt notwendig geworden ist, um die Zukunft zu sichern.

Meinen aber Christen und Marxisten, wenn sie von Zukunft reden, die gleiche Zukunft? Meint der Marxismus denn nicht bloss die praktische Zukunft des Menschen innerhalb dieser Welt, das Christentum aber eine ausser- oder überweltliche Zukunft? Die katholischen Vertreter, vor allem Karl Rahner, sprachen sehr viel von der Zukunft. Sie meinten, dass die (kathol.) Kirche nicht mehr, sondern weniger von der irdischen Zukunft des Menschen wisse, dass sie aber der Armut dieses Wissens standhalte. Rahner meinte dazu: "Wenn der Marxist, der mich hört, den Eindruck hat, der Christ wisse nicht genau, was er wolle, er könne nicht einmal genau sagen, worin eigentlich sein Humanismus bestehe, er könne dem Menschen heute kein Selbstverständnis vermitteln, dann ist es immer noch am besten, ehrlich zu sein. Ich hoffe, dass der Marxist sich dann wenigstens ehrlich die Frage stellen wird, ob er wirklich viel mehr wisse als ein Christ." Er anerkannte die Existenz eines marxistischen Humanismus, und meinte zum Schlusse: "Müssen christliche und marxistische Humanisten Feinde sein? Mir scheint nicht, wenn beide Seiten begreifen, dass sie der Zukunft mehr verpflichtet sind als der Vergangenheit. Müssen sie Feinde sein, weil die Zukunft, die der Marxist plant, von der verschieden ist, die sich der Christ erbauen wird? Aber das Christentum als solches fordert gar keine bestimmte Zukunft. Und der Marxist wird hoffentlich auch nicht meinen, dass er sie schon mit einem fertigen Fünf-Jahresplan in der Tasche hat. Warum sollen also nicht die beiden zusammen die Zukunft planen?"

Doch musste auch Rahner zugeben, dass der Christ, der sich für die Zukunft offen halte, gewisse formale Strukturen auch für die Gestaltung der Zukunft sich vorstelle. Vor allem einen Freiheitsraum

für die religiöse und somit auch für die nicht-religiöse Entscheidung. Schliesslich ist die Offenheit für die Zukunft nur in Freiheit realisierbar. Es müsse deshalb festgestellt werden, welchen Freiheitsraum sich Christentum und Marxismus gegenseitig zugestehen wollten. Hier laure immer die Gefahr der Anwendung von Gewalt. Der Mensch sei aber erst dann human, wenn er den Anspruch der Absolutheit aufgeben und sich bescheide. Man müsse den Pluralismus der Menschen bei allem Willen zur Einheit aushalten.

Von katholischer Seite wurde ferner zugegeben, dass die Hoffnung, wie sie der christliche Glaube verheisse, sich nicht an der Welt und der Zukunft vorbei realisieren könne. Der Mensch habe nur eine einzige von Gott verheissene Zukunft. Es wurde dann die speziell katholische theologische Lage gegenüber der Zukunft dargestellt, die früher von falschen Voraussetzungen ausgegangen sei und viel zu schnell zwischen natürlich und übernatürlich entschieden habe. Der Christ huldige gegenüber der Zukunft nicht einer Besserwisseri, sein Beitrag bestehe im wesentlichen darin, dass er immer neue Verlegenheiten in die Entwicklung hineinbringe, wie ein Revolutionär immer neue Konzepte.

Es konnte nicht ausbleiben, dass der Kirche von marxistischer Seite auch vorgeworfen wurde, die Religion habe allzulange eine Entfremdung des Glaubens bewirkt und sei seit den Zeiten Konstantins immer wieder als Waffe zur Herrschaft über Menschen benützt worden. Anscheinend haben von katholischer Seite Teilhard de Chardin, auf evangelischer Dietrich Bonhöfer und Hellmuth Gollwitzer Marxisten beeindruckt. Ein französischer Kommunist erklärte, was den Atheismus angehe, müsse man jenen des 18. Jahrhunderts politisch, den des 19. Jahrhunderts wissenschaftlich, nämlich als gegen die veralteten Theologien gerichtet, und jenen unserer Zeit als marxistisch-humanistisch verstehen. Diesem gehe es nicht um Gott, sondern um den Menschen. Letzterer sei aber nur dann sein eigener Herr und frei, wenn er sich selbst seine Existenz verdanke. Der Kern des Problems liege also darin, wie man über die Freiheit denke. In der Diskussion wurde auch gesagt, theoretisch gebe sich der Marxismus gerne human, aber in der Praxis, wenn er die Macht erringe, sei überhaupt jede Diskussion über Religion mit ihm unmöglich. Demgegenüber bestand bei den Kommunisten die Neigung, etwa dem römischen Konzil die neuesten Tagungen der italienischen und französischen Kommunisten gegenüberzustellen. Auch der Marxismus befinde sich in einer tiefgründigen Bewegung, und er habe begonnen, wenigstens in den westlichen Ländern, seine Geschlichkeit zu begreifen, und dogmatisch einzementierte Begriffe zu revidieren. (Die Unterscheidung zwischen westlichem und östlichen europäischen Kommunismus dürfte doch wohl eine Illusion sein, jedenfalls in dem Augenblick, wo Westeuropa kommunistisch würde). Aber jedenfalls - und das dürfte das einzige Ergebnis der Tagung von Herrenchiemsee sein - gelte es, die Entwicklung aufmerksam zu verfolgen. Ein Professor aus Prag warnte vor einem Anti-Kommunismus, das könnte leicht wieder zu einer Gegen-Reaktion führen. (Ein vergebliches Ersuchen, solange nicht auf den blutigen Terror und die Diktatur einer Minderheit verzichtet wird).

In der Folge erwies sich das Problem fast mehr als ein naturwissenschaftliches, denn als ein soziologisches. Es lief nach vielen Referaten und Diskussionen schliesslich auf die Frage hinaus: was ist der Mensch? Es war klar, dass die Antworten hier sehr verschieden lauten mussten. Sicher aber blieben Sensationen aus. Das war auch nicht beabsichtigt, sondern eine streng wissenschaftliche Arbeitstagung. Etwas illusionär wirkte die bestimmte Erwartung, das Gespräch in einem östlichen Staat fortsetzen zu können. Dort hat der Marxismus schon die Macht und braucht mit den Anders nicht mehr zu diskutieren; er kann den Christen befehlen. Diskutieren tut er nur so lange, bis er die Herrschaft errungen hat; nachher fängt die Diktatur an. - Richtig ist nur, dass eine solche Diskussion wie in Herrenchiemsee noch vor einem Jahrzehnt kaum denkbar gewesen wäre. Die Marxisten stellten sich damals ihr Vordringen viel rascher vor. Nun die Rückschläge eingetreten sind, der Kommunismus nicht automatisch fortschreitet, wurden sie etwas ernüchert diskussionsbereiter. Sie wollen dem Erfolg auf andere Weise nachhelfen, für ihre Ideen werben. Das Christentum hat die Auseinandersetzung mit ihnen nicht zu scheuen, und deshalb sollte solchen Auseinandersetzungen nicht ausgewichen werden. Sie zwingen uns zum Nachdenken und zur Klärung.

## KRITIK AUS DER INNERSCHWEIZ

TA. An der Tagung der innerschweizerischen Radiogesellschaft in Zug kamen eine Anzahl kritischer Stimmen zum Ausdruck. Es zeigte sich einmal mehr, dass die Information eine der Hauptaufgaben des Radios geworden ist. Verschiedentlich wurde beanstandet, dass die Auswahl der Themen für die aktuellen Kommentare oft sehr willkürlich, ja gesucht sei. Ferner würde oft schlecht gesprochen, und ausserdem gebe es überhaupt zu viele Nachrichtensendungen, die von niemandem gehört würden, besonders nachmittags.

Der anwesende Dr. Ernst, Direktor des Radios deutsche Schweiz, war offensichtlich in einiger Verlegenheit. Bestreiten konnte er die gerügten Mängel an sich nicht, verteidigte sich aber damit, dass leider die finanziellen Mittel zur Schulung des Personals fehlten, nachdem der Bundesrat eine zu geringe Erhöhung der Radiogebühr beschlossen habe. - Wir glauben allerdings, dass gewisse Fähigkeiten

in dieser Richtung sich nur in beschränktem Umfange lernen lassen; wem es nicht in starkem Masse gegeben ist, wird es nie lernen.

Richtig war dagegen seine Ablehnung, die Anzahl der Nachrichtensendungen herabzusetzen. Auch wenn vielleicht nicht so viele Leute während der Arbeit Zeit dafür haben, so muss doch zum Beispiel auch an das Ausland gedacht werden, das sich nicht selten um unsere nützlichen und um Richtigkeit bemühten Informationen stark interessiert. Wir erleben das an unsern häufigen Tagungen und Konferenzen draussen immer wieder. In den breiten Massen gelten diese schmucklosen Nachrichten allerdings oft als langweilig, aber anspruchsvollere Erfahrene schätzen sie. Es wäre besonders schon während des letzten Krieges nötig gewesen, die Nachrichtensendungen zu vermehren, als der Begriff "Nachrichten von Beromünster" einen fast magischen Klang in Europa besass.

Interessant war, dass Kritik sich auch gegen jene anscheinend nicht allzu seltenen Hörer richtete, die noch immer nicht mit dem UKW-Teil an ihrem Empfangsapparat zurecht kommen. Hier wurde vermehrte Aufklärung durch das Radio und durch die Händler verlangt.

Im Uebrigen legte die Tagung dieser Genossenschaft, die jedoch über kein eigenes Radiostudio verfügt, Zeugnis über das grosse Interesse ab, das auch in diesem Landesteil den Massenmedien entgegengebracht wird.

## Von Frau zu Frau

### IMMER SCHOEN BRAV SEIN

EB. Manchmal scheint es mir beinahe unerträglich, durch wieviele Verbote und Gebote wir in unserm Tun eingeklinkt sind. Und wehe, wenn einer jenseits des braven Bürgerpfades wandelt!

Manch einer kann es sich gestatten kraft seines Namens und Amtes. Wie jener Professor in Neuchâtel, der mit vielen andern Leuten auf den Konkudteur des Strassenbähnchens nach Cortaillod wartete. Aber die Minuten gingen vorbei, und niemand erschien. Der Professor legte sein Mäppchen beiseite, begab sich in den Führerstand und fuhr die Leute nach Hause. Naja, und da in Cortaillod wieder ein Haufen Leute wartete, um nach Neuchâtel zu fahren, führte er sie auch wieder zurück.

Wer weiss, es wäre möglich, dass dieser Professor in der Zwischenzeit gemäss Paragraph sowieso eine Busse aufgebrummt erhalten hat. Man kann es eine Vermessenheit nennen, was er getan hat. Was hätte geschehen können, und was wäre geschehen, wenn ... usw. Und trotzdem - ich finde es wunderbar, dass ein Mensch einfach die Lage gesehen, sein Können beurteilt (woher er das wohl hat?) und entsprechend gehandelt hat. Und alle die Leute, die mit ihm gefahren sind, haben sich seiner Obhut anvertraut und wahrscheinlich gelacht. Er hat grosse Verantwortung auf sich geladen, sicher bewusst, aber auch mit dem nötigen Humor. Und eben, weil er Professor ist, wurde ihm vermutlich kein Haar gekrümmt. Herrliche kleine, wahre Geschichte.

Aber dann gibt es andere Leute, die manchmal auch eine eigene Idee haben und aus der Reihe tanzen, und da kann es viel schlimmer aussehen. Ich kenne einen Buben, einen richtigen Buben voller Ideen, zum Teil Lausbubenideen, zum Teil recht konstruktive Ideen. Er ist an einem guten Pflegeplatz, denn sein Vater macht von Zeit zu Zeit mit der Polizei nähere Bekanntschaft und wird zeitweise vom Staat erhalten.

Der Bub wohnt in einem alten Haus mit Wiesland darum und einem Bach, der daran vorbeifliesst - ein richtiges Bubenparadies. Er baute sich eine grossartige Hütte mit einem Garten darum herum (die Pflanzen sind wahrscheinlich so ziemlich zusammengelakt, da schliesst man besser beide Augen; aber es ist ein schönes, liebevoll gepflegtes Gärtlein). Und dann hat er noch mit seinem Freund zusammen eine Brücke über den Bach gebaut.

Ueber der Strasse sind Wohnblöcke, und wahrscheinlich haben Kinder wie Eltern neidisch auf das Paradies hinübergeschaut. Jene Kinder leben auf unter Verboten und Geboten, sie haben das freie Leben des Pflegebuben nicht. Sie haben eine "geordnete Jugend", und die Eltern führen ein "geordnetes Leben". Das gibt es doch nicht, dass jemand - und dann erst noch der Sohn eines Zuchthäuslers - so viele Dinge tun darf, die sie selbst nicht tun dürfen und wozu ihnen vielleicht sogar die Phantasie fehlen würde. Was also machen?

Man geht zur Polizei. Man sagt, die Hütte sei zu gross, es liege keine Bewilligung vor, sie liege zu nahe an der Grenze. Und laut Artikel sowieso sei es nicht erlaubt, eine Brücke über den Bach zu schlagen. Vielleicht geht die Klage sogar unter "Gewässerverschmutzung". Man findet immer Argumente. Die Brücke muss nun also weg. Ob die kleine Hütte stehen bleiben darf - ich weiss es nicht. Es spielt grundsätzlich wohl auch keine grosse Rolle. Eine Rolle spielt nur, dass keiner ein wenig aus der Reihe tanzen darf. Und eine Rolle spielt in diesem besondern Fall, dass es im Lebenslauf des Buben dann heissen wird, er habe schon früh mit der Polizei zu tun gehabt. Er schlage halt seinem Vater nach. Pfui! Ich hoffe ja nur, dass der Bub stärker ist als diese Belastung und stärker als die braven Leute.